



worauf noch warten

Fortsetzung

Ich bin für jede Kritik offen und kann zum Guten meines Textes viel aushalten!

2

Es war einige Tage später. Ich fuhr erschrocken im Bett hoch. Doch als ich den vertrauten Klang der Glocken mit seiner unbarmherzigen Pünktlichkeit hörte, sank ich beruhigt in die Kissen zurück. Ich brauchte gar nicht auf die Uhr zu schauen – 6Uhr 16 setzte jeden Morgen das Geläut des Mainzer Doms ein. Als Lukas und ich uns vor vielen Jahren für diese Wohnung entschieden, warnten uns damals Freunde vor dem Lärm. Aber wir hatten nur gelacht. Lärm? Gab es ein schöneres Erwachen als mit Glockenklang?

Aber manchmal war 6 Uhr 16 wirklich sehr früh.

Lukas! Es tat immer noch so weh. Vor allem morgens. Die Erinnerungen. Ich konnte mich nicht gegen sie wehren. Ich möchte in sein Bett kriechen, seinen Geruch atmen, in seiner Wärme Schutz suchen. Aber das Bett stand in Carolines Wohnung und alle berührbaren Spuren von Lukas waren schon so lange ausgelöscht. Ich drehte mich zu meinem Nachttisch um, griff nach der kleinen Fotografie. Acht Jahre war es her, aber wie nah war manchmal noch der Schmerz.

Damals, nach Lukas' Tod wollten Freunde und Fremde trösten, versicherten immer wieder: ‚Lisa, das Leben geht weiter‘. Am liebsten hätte ich geschrien, nein, nein, es geht nicht weiter. Es gab keine Zeitrechnung mehr und dass ich ohne ihn leben könnte, erschien mir so unvorstellbar.

Und doch hatte sich das Lebenwollen noch einmal durchgesetzt, anders, aber trotzdem lebenswert. Erst war da Caroline, sie brauchte mich und ich sie. Nachdem Caroline nach dem Abitur und den ersten Studienjahren zu ihrer Freundin gezogen war, selbständig sein wollte, hatte ich mich in diesem Alleinsein eingerichtet. Und obendrein noch etwas wunderbar Neues für mich entdeckt – den Stein.

Und Philipp.

Ob Caroline das mit Philipp verstehen würde? Sie war 13, als Lukas starb. Trauerte heute noch um ihn. Lukas war einer der seltenen Väter, der versuchte, Zeit für seine Familie zu haben.

Bis diese schreckliche Krankheit alles veränderte, bis der Krebs ihn von innen her auffraß, bis Hoffnungslosigkeit in unser Dasein zog.

Als wäre das alles erst gestern geschehen, hatte sich der Verlust in mein Bewusstsein gegraben. Es war ein langsamer, ein qualvoller Abschied gewesen. Zuletzt die Nächte im Krankenhaus. Ich saß an seinem Bett, hilflos, verzweifelt. Hielt seine Hand. Vor dem Fenster wie jede Nacht der Lärm der Müllabfuhr, der sich an den hohen Wänden der Häuser hocharbeitete, sich wie ein Echo von einer Mauer zur andern warf und in den Nachthimmel verklang.

Ich flüsterte: „Lukas“, wollte zu ihm durchdringen, bei ihm sein. Das matte Licht der abgedunkelten Lampe beleuchtete sein weißes Gesicht, die tief in die Höhlen gesunkenen Augen, den bleichen Mund. Sie operierten ihn noch einmal. Danach hatte der Arzt mit mir gesprochen – schonungslos, für die Wahrheit gab es keine Schonung. Ich müsse Kraft haben, sagte der Arzt, ob ich noch beten könne, fragte er, dann möge ich um eine schnelle Erlösung bitten, riet er.

‚Warum haben sie dann noch einmal operiert‘, ich hatte es in dieses glatt rasierte Gesicht gebrüllt. Meine Frage beantwortete er nicht.

Ich war ins Bad gelaufen, hatte mich eingeschlossen, schrie, weinte und fluchte. Dann wusch ich mir das Gesicht eiskalt ab und kehrte in Lukas Krankenzimmer zurück. Es waren meine letzten Tränen gewesen. Alles war zu unfassbar, als dass Weinen groß genug wäre, zu helfen.

Nach ein paar Monaten versuchte ich sogar noch, seinen Tod als etwas Tröstliches zu akzeptieren. Er hatte Lukas von seinen entsetzlichen Schmerzen befreit – denn als Freiheit für Lukas empfand ich seinen Tod.

Und heute? Warum heute diese unkontrollierbare Angst davor? Gedanken wie: ‚Vielleicht blieb mir gar nicht mehr so viel Zeit. Wann würde ich spüren, auf der Endgeraden zu sein. Nein, nicht Zielgeraden. Ziel war



worauf noch warten

etwas Positives, hing von mir ab und meinem Einsatz. Endgerade verkörperte Ausgeliefertsein und Hilflosigkeit. Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, dass das Bewusstsein irgendwann anhält wie eine abgelaufene Uhr. Aber noch viel schlimmer, nein, unerträglicher war die Angst vor dem Nachher, vor dem Nichts.'

„Lisa, steh auf, nicht wieder diese Überlegungen“. Manchmal musste ich so mit mir reden, um in die Gegenwart zurückzukehren. Ich stellte die Fotografie wieder auf den Nachttisch, warf mit Schwung die Bettdecke zurück Angelte nach meinen Schuhen. Fuhr mir mit beiden Händen durch das Haar. Starre in den dem Bett gegenüber angebrachten Spiegel.

Jeden Morgen dasselbe. Jeden Morgen konfrontierte mich dieser Spiegel unbarmherzig damit, dass ich älter wurde. Noch viel schlimmer war es, wenn mir mein Spiegelbild in den Scheiben einer Boutique, eines Schuhgeschäfts oder eines Cafés begegnete. Einen kurzen Augenblick lang war es mir unmöglich, die Erscheinung, die dort wie von einer Fremden auftauchte, mit der Vorstellung zusammenzubringen, die ich von mir selbst im Kopf hatte. Ich fühlte mich oft so jung und immer noch bereit für die Welt mit all ihren Abenteuern, Wagnissen und Leidenschaften.

Auch bereit für Philipp?

Entschlossen wandte ich mich von meinem Spiegelbild ab. Lief leichten Schrittes die Wendeltreppe hinunter. Ging in die Küche. Kochte mir einen Tee. Tat einige Stücke Ingwer dazu und ein wenig Kaffeesahne. Bestrich mir zwei Scheiben Knäckebrot mit Frischkäse und Marmelade. Trug Teller und Tasse vorsichtig ins Wohnzimmer. Lächelte vor mich hin, wieder etwas völlig Neues, seit Caroline ausgezogen war. Zuvor hatte ich nie gefrühstückt, ohne perfekt angezogen und geschminkt zu sein. Doch wen störte es heute noch? Ich genoss einfach diese Ungezwungenheit, die ich mir heute erlauben konnte und die ich Lukas' Fürsorglichkeit verdankte.

Deshalb konnte ich auch vor drei Jahren entscheiden, nur noch die Reisen zu machen, die mir wichtig schienen und mit Gruppen, die nicht nur als Touristen unterwegs waren

Ich setzte sich mit angezogenen Beinen auf meine gemütliche Ottomane und dachte ein wenig spöttisch: „Die hab ich auch nur gekauft, weil mir der altmodische Name so gut gefiel.“

Auf dem Kupfertisch viele Pflanzen - eine lila blühende Calla, die üppig sich ausbreitende Anturie, die beiden fremdartigen Orchideen. Daneben, vom Boden bis zur Decke meine zwanzigjährige Diefenbachia, die schon die Zimmerdecke berührte.

Ich sprach täglich mit meinen Pflanzen. Eines Tages kam Caroline hinzu und schaute mich halb skeptisch und halb belustigt an:

„Sag mal, ist das die Folge vom Alleinleben?“

„Nein. Aber für mich haben Pflanzen eine Seele genau wie die Tiere, und ich bin überzeugt, dass sie es fühlen können, wenn ich mit ihnen spreche“, was mir von meiner Tochter nur ein Achselzucken eintrug.

Ich stand auf, trat an eines der großen Fenster und spürte warm die Morgensonne, die mein Gesicht streifte. Warum konnte nicht immer die Sonne scheinen? Licht war so wichtig. Einmal hatte ich im Spaß zu Caroline gemeint: "Wenn ich tot bin, gib mir eine Taschenlampe mit in den Sarg, die ewig brennt".

Und gewusst, dass das kein Scherz war. Erst die erschrockene Reaktion Carolines: „Du bist doch der Meinung, nach dem Tod kommt nichts mehr? Wozu dann Licht?“, machte mir deutlich, was ich da gesagt hatte und lachend abgewinkt: ‚Nimm's nicht so wichtig. Manchmal rede ich schon ziemlichen Blödsinn‘, und Caroline hatte erleichtert aufgeatmet.

Mein umherschweifender Blick streifte den Dom. Ich liebte die freie Sicht auf diese Bischofskirche .mit ihrem roten Sandstein. Das Bild – immer wechselnd – je nach Tages- oder Jahreszeiten von Sonnenlicht überglänzt, in Regenwolken gehüllt.

Ich hatte nie in diese Stadt ziehen wollen und als Lukas den Umzug nach Mainz vorschlug, hatte ich aufbegehrt: ‚Die Stadt ist doch so was von kleinbürgerlich, sogar spießig.‘ Und auch die beruhigenden Worte von Lukas: ‚Lern sie doch erst mal kennen, schließlich ist es hier auch nicht weltstädtisch‘ konnten meine



worauf noch warten

Vorbehalte nicht ausräumen. Ich erinnerte mich daran, wie ich beinahe trotzig geantwortet hatte:

„Aber ich lieb dieses kleine Dorf, unser Haus und unseren Garten“.

„Ich auch, aber jetzt, wo Caroline ins Gymnasium gehen wird, ist es wichtig, dass wir in einer Stadt wohnen.“

Und außerdem ist dein Reisebüro ja auch in Mainz, also alles Erleichterungen“.

Resignierend musste ich ihm damals Recht geben. Und heute? Heute war ich glücklich über seine damalige Hartnäckigkeit. Der Traum vom gemeinsamen langen Leben im eigenen Haus, in einer Umgebung, wo wir jeden Weg kannten, wo mein Lieblingsbaum stand, war auf grausame Weise durch den Tod von Lukas zerstört worden. Mir vorzustellen, in dieser Umgebung allein zu wohnen, erfüllte mich nur noch mit Schauern. Und bald schon entdeckte ich auch Mainz. Die besondere Atmosphäre der Altstadt. Die belebten Gassen. Läden, die zum stundenlangen Stöbern einluden. Der Capuccino im kleinen Garten vom Café dell'Arte. Der Italiener an der Ecke mit seiner unvergleichlichen pasta aglio-olio. Bei dem Gedanken daran lief mir sogar am frühen Morgen das Wasser im Mund zusammen.

Und noch etwas hatte mich an Mainz begeistert. Unter den modernen Straßen dieser Stadt schlummerten vielfältige Zeugnisse vergangenen Lebens – eingebettet in Stein. Mainz war unterirdisch römisch. Eine versunkene Welt, zu der wir heute wieder Zugang hatten.

Das schrille Läuten des Telefons riss mich aus meinen Gedanken. Rasch ging ich auf den kleinen Flur und hob den Hörer ab:

„Lisa, denkst du noch an unser Treffen?“

Es war Carolines Stimme. Seit neuestem sagte sie nicht mehr Mutter, sondern nannte mich beim Vornamen. Eigentlich hat sie mich nie gefragt, ob mir das gefällt.

„Natürlich denk ich daran. Um 12 Uhr im Augustinerkeller. So war's doch ausgemacht.“

„Ja“, Carolines Stimme klang gehetzt: „Kann sein, dass ich nicht ganz pünktlich bin. Das erklär ich dir dann später.“ Bevor ich noch sagen konnte: „Macht nichts, ich warte auf jeden Fall“, hatte das Klicken in der Leitung das kurze Gespräch schon beendet.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).